

Dossier – Utopie

Freudentränen und brennende Kreuze

Mit Barack Obama möchten die USA ihre Rassenprobleme hinter sich lassen. Doch Veränderung wollen nicht alle.

Als Barack Obama seine Siegesrede im Grant Park in Chicago hält, laufen dem Politiker und Bürgerrechtler Jesse Jackson die Tränen herunter. „Seine Generation musste zusehen, wie Leute umgebracht wurden, weil sie afroamerikanische Wähler registrieren wollten“, beschreibt sein Sohn Jesse Jackson junior die Bedeutung dieses Augenblicks für seinen Vater.

Als sich der Demokrat am 4. November die Mehrheit der US-Wählerstimmen sicherte, riefen Leute im ganzen Land begeistert „Obama“ durch die Straßen, tanzten, stießen mit Fremden zu Sekt an. Nur in Amerika kann es solche Erfolgsgeschichten geben, versicherten die Medien in den darauffolgenden Tagen: der amerikanische Traum, wiederbelebt wie lange nicht mehr. Die Leitungen von Websites sogenannter White-Supremacy-Gruppen (weiße Vorherrschaft) liefen heiß. Allein auf einer davon sollen sich 2000 neue Mitglieder eingeschrieben haben.

Anders als sein Vater ist der junge Jackson ein afroamerikanischer Politiker einer Generation, die „race-neutral“ genannt wird und „ohne Last der Vergangenheit miteinander umgeht“, sagt Clarence Page, Kolumnist bei der *Chicago Tribune*. Abseits von Hautfarbe werden Probleme auf ein „menschliches“ Level heruntergebrochen, wie es *Washington Post*-Autorin JONETTA ROSE BARRAS formuliert. „Alle Amerikaner können am Fortschritt teilhaben, den sie



Hunderttausende jubeln Barack Obama zu. Die Erwartungen an seine Präsidentschaft sind längst übergroß. Foto: EPA

als Nation geschafft haben“, stimmt Jackson junior zu.

Abseits des Klassenkampfes

Während aufgeregt diskutiert wird, ob die neuen USA nun „post-racial“ oder nur „multi-racial“ sind, macht sich die

Welt, in der Rasse kein Thema mehr ist, für viele nur langsam bemerkbar: „Ich kann meiner kleinen Tochter erst jetzt sagen: ‚Schau, du kannst wirklich Präsident werden‘, so ein Mann bei einer Blitzumfrage. Auch Obama repräsentiert eine Politik,

die die Themen der schwarzen Führer der 1960er und 1970er Jahre nicht in den Vordergrund stellt. „Sind Afroamerikaner bereit, dies zu akzeptieren und positiv zu reagieren?“, fragt sich Barras. Der Vorwurf, dass schwarze Amerikaner in einer

Opferhaltung verharren, um den eigentlichen Problemen nicht auf den Grund gehen zu müssen, ist in der Diskussion allgegenwärtig. „Wir schieben oftmals alles auf die Hautfarbe. Und das hilft dabei, uns zu verstecken“, erklärt Page. Obama kommt dabei eine besondere Position zu: Nicht zuletzt ist es seine Hautfarbe, die es ihm ermöglicht, heikle, von weißen Politikern ausgesparte Themen anzusprechen. Eine Kostprobe gab er bei einer Wahlveranstaltung in North Carolina, wo er überaus deutlich die Verantwortung schwarzer Väter gegenüber ihren Familien einmahnte.

Brennende Kreuze

Seit der Endphase des Wahlkampfes brennen wieder Kreuze, die Symbole des Ku-Klux-Klans, dieses Mal auf den Wiesen der Obama-Anhänger. Laut Mark Potok, Direktor des Southern Poverty Law Center, sind rassistisch motivierte Verbrennen kräftig im Steigen begriffen. Über das ganze Land verstreut tauchen Obama-Figuren festgezurr in Galgenschlingen auf.

In Massachusetts wurde zuletzt die Kirche einer afroamerikanischen Gemeinde angezündet. „Hunderte von Zwischenfällen, von Küste zu Küste“, überschlägt Autor Erik Ose, der dies allerdings für eine Art letztes Aufbäumen hält: die blinde Wut einer Gruppe ewig gestriger Amerikaner, die sich nicht eingestehen will, dass Veränderung tatsächlich stattfindet.

Alexandra Riegler



starten sie mit uns!

Sie haben die Idee.
Wir begleiten Sie in die Selbstständigkeit.
Infrastruktur inklusive.



Die Gründer-Agentur
für Niederösterreich.

www.riz.at



Wir haben noch viel vor.